

Der Raum

Ich betrete einen Raum voller komischer Menschen. Sie sehen alle so genervt aus. Ich mag sie nicht. Eine alte Frau in rosa Jacke, ihre Brille ist bestimmt älter als sie. Ein übermäßig großer Mann, der irgendwie zu still sitzt. Eine Junge von etwa 14 Jahren mit Sonnenbrille, die man nicht im Gebäude tragen darf. Und ein kleines Mädchen. Das Alter kann ich nicht einschätzen, aber sie ist zu jung, um hier zu sein. Noch ein paar Leute kommen herein, während ich noch vor der Tür stehe.

Soll ich mich hinsetzen?

Soll ich kommunizieren?

Soll ich weggehen?

Ich hasse diese dummen, unnötigen Fragen. Deshalb bleibe ich neben der Tür. Der Raum ist beengt. Ich mag es nicht.

Endlich kommt der letzte Mensch, und alle nehmen ihre Plätze im Stuhlkreis ein. Niemand spricht zuerst. Ich auch nicht. Wir sitzen leise, wir atmen leise, wir leben leise. Als ob wir nicht wollen, dass jemand uns sieht. Plötzlich höre ich, dass jemand aufsteht. Das ist der Junge. Er seufzt schwer.

„Ich bin blind. Ich war blind, seit ich geboren worden bin. Ich habe niemals einen Menschen gesehen. Ich schüre nur Probleme.“ Er setzt sich wieder hin. Niemand klatscht.

Danach steht der große Mann auf. Sein Gesicht ist traurig. „Meine Frau ist seit zwei Jahren tot, und ich bin schuldig. Sie ist mit unserem Familienhaus verbrannt. Ich bin weggelaufen. Ich bin Feuerwehrmann und bin weggelaufen. Ich werde mir das nie verzeihen.“ Er weint nicht. Seine Rede ist eintönig und depressiv.

Die alte Frau flüstert ihm etwas zu und er dankt ihr. Nun steht sie langsam auf. „Ich lebte ein tolles Leben. Ich war eine Krankenschwester und habe jeden Tag Menschen geholfen. Ich habe nie etwas im Gegenzug verlangt. Aber morgen sterbe ich. Ich habe Krebs und will keine Bürde mehr sein. Ich habe alles geplant, aber bin noch nicht bereit.“ Ihre Blick ist still, als ob sie ein Märchen erzählt hat.

Ich habe Angst. Noch mehr Menschen stehen auf. Sie erzählen aus ihrem Leben, von ihren Problemen. Einige sagen mehr, andere nur einen Satz. Ich bleibe sitzen. Ich will nichts sagen.

Ich will mich nicht bewegen. Ich will nicht, dass sie mich bemerken. Ich schaue mich im Raum um. Nur noch eine einzige Person sitzt da. Das Mädchen. Sie guckt mir in die Augen. Ich zeige mit dem Finger auf sie und nicke. So habe ich sie „gefragt“. Sie macht komplizierte Handgesten. Sie ist taub. Sie lächelt. Sie weiß nicht, was sie erwartet. Sie weiß bestimmt nicht, wo sie ist. Armes Mädchen. Armes kleines Mädchen...

Auf einmal stehe ich auf.

Warum?

Was mache ich?

Alle schauen mich an, aber ich sage nichts. Meine Beine gehen von selbst los. Ich durchquere den Stuhlkreis in vier Schritten und nehme den freien Platz neben ihr ein. Ich sage wieder nichts und umarme das wehrlose kleine Mädchen. Sie fängt an zu weinen. Ich weine mit ihr. Und mit zitternder Stimme erzähle ich alles. Alles, was mich stört, meinen Stress, meine Wut, einfachere Probleme und schreckliche Katastrophen meines Lebens. So lange habe ich versucht, das zu vergessen, nicht zu beachten. So lange habe ich versucht, nichts zu hören, nicht zu widersprechen, nichts zu zeigen. Aber ein Mann ohne Probleme ist kein Mann mehr.

Ich fühle eine leichte Hand an meinem Rücken. Das taube Mädchen kann mich nicht hören, aber sie versteht mich. Sie sieht mich. Sie hört mir zu. Alle hören mir zu. Ich bin wichtig. Vielleicht nicht ganz, aber ich bin wichtig.

Minuten verschmelzen zu Stunden, die Stunden vergehen unbemerkt. Ich weiß nun jede einzelne Geschichte von jedem Mensch in diesen Raum. Und jeder weiß meine. Nacheinander gehen die Leute mit erleichterter Seele hinaus. Mit der Hand des Mädchens in meiner verlasse auch ich den Raum. Ich werfe einen letzten Blick an die Tür. Das Schild lautet: Nicht jeder Mensch will ein Retter sein, aber jeder kann einer werden.

Der Dschinn aus der Vase

„Grenzenlose Macht“, dachte ich, als ich die Vase in der Hand drehte. Der Dschinn hatte mir unendlich viele selbstverliebte und drei selbstlose Wünsche zugestanden. Außerdem sagte er, sollte in einer dieser Gruppen kein Wunsch mehr übrig sein, würde ich ihm gehören. Und zwar mit Körper und Seele. Zuerst wünschte ich, dass der Dschinn aus der Vase kommt und in mich eindringt, damit er die Wünsche aus meinen Gedanken lesen konnte. Anschließend ging ich aus meinem Haus heraus und sah einen Bettler und wünschte ihm alles Gute der Welt. Da sagte der Dschinn plötzlich in mir: „Noch zwei selbstlose Wünsche.“ „Ach ja, ich hatte ja nur eine begrenzte Anzahl an selbstlosen Wünschen!“, dachte ich. Doch da sah ich einen Mann, der im Sterben lag, und ich wünschte ihm, dass er wieder kerngesund wurde. „Noch einen Wunsch“, giggerte der Dschinn daraufhin. Schweiß lief mir über die Stirn und verdampfte direkt. Mir wurde schwindlig und in meinem Wahn sah ich, wie allen meinen liebsten Menschen etwas Schlimmes passierte. Später realisierte ich, dass dies alles nicht der Wirklichkeit entsprach, zum Glück, doch in dem Moment dachte ich, sie wären in Gefahr, und so verschwendete ich meinen letzten selbstlosen Wunsch. Langsam wurde ich bewusstlos, da der Dschinn, wie angekündigt, die Kontrolle über mich übernahm. Doch ich hörte immer noch, aber leiser werdend, den Dschinn lachend sagen: „Ein neuer Geist! Ein neuer Gei...!“ Und dann wurde alles schwarz vor meinen Augen. Es fühlte sich so an, als ob ich fallen würde. Doch dann stoppte der Fall abrupt. Der Boden fühlte sich matschig an und sog mich langsam ein. Da hörte ich eine Stimme, die mir zurief: „Hier sind wir, hier bist du in Sicherheit.“ Ich kroch auf die Stimme zu, doch mit jedem Millimeter, den ich vorwärtskam, sank ich schneller ein. Als ich schon bis zum Hals im Morast steckte, wurde er seichter, und in der Ferne sah ich ein sehr helles Licht. Durch diesen seichteren Morast konnte ich problemlos zu einer Lichtquelle kommen. Als ich ungefähr 50 Meter an das Licht herangekommen war, trat eine Insel zutage, die in der Mitte zu einem steilen Berg anstieg. Um diese Anhöhe herum standen Menschen ohne Augen. Sie waren auf den Morast fokussiert, doch als sie mich hörten, drehten sie sich alle zu mir und mindestens 100 ausgehöhlte Augen guckten mich an. Bevor ich etwas fragen konnte, sagten sie: „Der Dschinn hat uns hier eingesperrt, aber du kannst uns und dich befreien, denn nur ein Sehender kann hier herauskommen und ihn vernichten.“ Da türmte sich die Erde unter mir auf und ich stieg mit ihr empor. Als ich auf derselben Höhe wie der Berggipfel der Insel war, fuhr etwas von

dem gegenüberliegenden Gipfel auf mich zu. Es zeichneten sich die Umrisse einer Brücke ab. Wie aus dem Nichts kam eine Kugel aus reinem Licht auf mich zu. Während sie über die Brücke zu mir schwebte, verwandelten sich die Menschen in Lichtstreifen und verschwanden in der Lichtkugel. Außerdem wurde alles in der Nähe der Kugel zu fester Materie. Die Brücke war nun deutlich erkennbar. Auch mein Geist veränderte sich, als die Kugel mich erreichte. Mir wurde weiß vor Augen. Ich sah auf einmal Szenen der Vergangenheit. Wie die Menschen, die ich auf der Insel gesehen hatte, von dem Dschinn gefangen wurden. Da war zum Beispiel ein Polarforscher. Bei einer Mission fand er die Vase, in der der Dschinn ruhte. Unter Einfluss des Dschinns wurde seine Crew sehr krank und er verbrauchte alle drei selbstlosen Wünsche für sie. Daraufhin ergriff der böse Geist Besitz vom Körper des Polarforschers und seiner Mannschaft und zerstörte diese anschließend. So verwandelten sie sich in die reinen Seelen, die ich auf der Insel gesehen hatte. „Nun weißt du, wie er andere in eine Falle lockte und auch dich zum Opfer machte“, sagte das Licht. „Finde ihn in dir, und dann bringe ihm Mut entgegen!“ Als ich den Dschinn in mir fand, war das eine Stelle klaffender Angst. Ich wollte flüchten, mich verstecken, doch die Lichtkugel hielt mich dort und führte anscheinend einen ähnlichen Kampf wie ich. Ich brachte meinen ganzen Mut auf, und die Dunkelheit um mich herum wurde heller. Ich sah eine Faust, die mich zu Boden streckte. Später erfuhr ich, dass der Dschinn mich zu Boden gestreckt hatte, um etwas Zeit zu gewinnen. Mein Bewusstsein wiedererlangt, fand ich mich in Ketten gelegt auf dem Boden meines Hauses. Über mir schwebte der Dschinn, welcher nachzudenken schien. Verärgert fuhr er mich an: „Da du mir die Stirn geboten hast, bist du nun unantastbar und nutzlos für mich geworden!“ Und er schwebte so nah an mich heran, dass er mein Gesicht fast berührte. Genau in diesem Moment platzte die Lichtkugel aus mir heraus und verwandelte sich in einen weißen Geist, der eine Leuchtspur der verlorenen Seelen hinterließ, und verschwand mit dem Dschinn im Nichts. Die nun befreiten Seelen konnten endlich zur Ruhe kommen.

Mehr weiß ich nicht, jetzt, da 20 Jahre zwischen den damaligen Ereignissen und heute liegen. Aber eines weiß ich sicher: Traue niemals einem bösen Dschinn! Doch wie erkennt man einen bösen Dschinn? Ganz einfach! Wenn ein Dschinn dir unendlich selbstverliebte und drei selbstlose Wünsche zugesteht, dann meint er es meistens nicht gut mit dir!

Des Prinzen Angst

Es war einmal vor langer, langer Zeit in einem weit entfernten Königreich, da lebte ein Prinz. Doch dieser Prinz war sehr, sehr unglücklich, denn er war nicht mutig genug für ein Abenteuer und wurde dafür von seinem Volk verhöhnt. Während seine Brüder gegen Drachen kämpften oder Prinzessinnen retteten, saß er still in der Schlossbibliothek und las von den Abenteuern seiner Vorväter. Aber eines Tages hatte der Prinz genug davon, nur von den tollen Abenteuern zu lesen. Er wollte dabei sein. Folglich packte der Prinz am nächsten Tag seine Sachen - eine Rüstung, noch eine Rüstung, falls die andere kaputtging, ein Schwert, zwei Schilde, Ersatzklamotten, Essen für eine Woche und seinen Kuschelbären, ohne den er nicht einschlafen konnte, da er Angst vor dem Dunkeln hatte.

Also ritt er los und hatte Tränen in den Augen, weil er seine Eltern so sehr vermisste. Er ritt durch Wälder und Hügel, über Bäche und Wiesen, aber er sah nirgendwo eine Prinzessin, die seine Hilfe gebrauchen könnte, zumal langsam die Sonne unterging und er im tiefen Wald war, was ihm Angst machte. Plötzlich hörte er einen Hilfeschrei. Der Prinz erschrak sehr doll und hörte dann aber genauer hin. Der Schrei kam aus einem dunklen, verwitterten Häuschen, was echt gruselig aussah, fand der Prinz. Er atmete tief ein, nahm sich das Schwert und ein Schild aus seinem Gepäck und schritt mutig nach und nach immer weiter nach vorne. Als er ein Knacken aus einem Gebüsch hörte, erschrak er so sehr, dass er sich umdrehte und auf den nächstbesten Baum kletterte. Von dort aus sah der Prinz einen kleinen Hasen aus dem Gebüsch hoppeln. Er kletterte von dem Baum und näherte sich wieder dem alten Häuschen. Wie peinlich, dachte er sich, ich bin ja wirklich ein toller Prinz! Als der Prinz vor der Tür stand, atmete er noch ein letztes Mal tief ein. Seinen Kuschelbären konnte er nicht mitnehmen, da er ja mutig wirken musste. Der Prinz öffnete die knarrende, verwitterte Holztür, die hinter ihm direkt wieder ins Schloss fiel. Selbst nach kräftigem Rütteln wollte sie nicht aufgehen. Er war gefangen. Mit einem mehr als mulmigen Gefühl in der Brust schritt er weiter. Plötzlich tauchte aus dem Nichts vor ihm ein kleiner, aber trotzdem mehr als imposanter Drache auf, dessen Augen bedrohlich funkelten. „Wer wagt es, in meine Hütte zu kommen? Willst wohl die Prinzessin retten, hmh? Aber ich muss dich warnen: Es haben viele vor dir versagt. Wenn du die Prinzessin trotzdem retten willst, musst du eine Aufgabe erfüllen: Im Wald ist ein Dolch versteckt, aus dem einzigen Metall gefertigt, was mich

Ein normaler Tag

Als alle anderen schwiegen, hob er die Hand. Es war ein Oktobertag im Jahr 1941. Es schien ein Tag wie jeder andere zu sein, zumindest dachte ich das. Denn zu diesem Zeitpunkt wusste ich noch nicht, dass er seine Hand heben würde und sich so alles für mich ändern würde. Es war noch früh am Morgen, und die schwere, stickige Luft machte mir das Atmen schwer. Das Holz der Schlafpritsche bohrte sich in meinen abgemagerten Körper, denn ich hatte schon seit Langem nichts Richtiges mehr gegessen. Genauer gesagt, seit dem Tag, an dem ich hierher deportiert worden war. Mein Körper hatte sich schon irgendwie an die Umstände angepasst. Als ich zur Seite sah, um mir einen Überblick zu verschaffen, wer es nicht durch die Nacht geschafft hatte, dachte ich an ihn. Jeden Tag dachte ich nach dem Aufwachen an meinen Bruder, der damals gemeinsam mit mir hierher deportiert worden war. Doch da Frauen und Männer getrennt schlafen mussten, lag er auf der anderen Seite des Geländes. Jeden Tag betete ich zu Gott, dass es hoffentlich nicht der letzte war, an dem ich ihn lebend sah. Heute schien die Baracke noch enger zu sein als sonst. Wahrscheinlich war es die Luft, die wie ein dicker Schleier zwischen uns lag. Jeder konnte es spüren und es herrschte abseits des Hustens und Röchelns eine ungewöhnliche Stille, denn es wussten alle, dass etwas bevorstand – etwas Ungewöhnliches. Es waren etwa zwei Stunden vergangen, bis der SS-Aufseher in unsere Baracke stürmte und uns befahl, nach draußen zu kommen. Wir stellten uns draußen in einer Reihe nebeneinander auf. Als der Aufseher mich anschrie und sagte, ich solle schneller machen, fiel ich hin. Schnell versuchte ich wieder aufzustehen, um nicht als Zielscheibe zu enden.

Als ich meinen Kopf hob, fiel mein Blick auf ihn, meinen Bruder, der auf der anderen Seite bereits in der Reihe stand und mich mit einem unruhigen Blick ansah. Nicht selten kam es vor, dass Personen fielen und zur Einschüchterung und „Disziplinierung“ direkt von mehreren Aufsehern geschlagen, getreten und misshandelt wurden. Wer nicht mehr aufstehen konnte oder einfach nur als schwach galt, wurde einfach direkt erschossen oder bei der nächsten Selektion aussortiert. Als ich wieder in der Reihe stand, begann

die Kontrolle und die damit verbundene Aufzählung der Nummern. Ganze sechs waren es, die fehlten und es nicht geschafft hatten. Ein unangenehmer Brandgeruch lag mir in der Nase. Aber nicht von den großen Schornsteinen, aus denen der unerträgliche Gestank verbrannten Fleisches kam, sondern von der kleinen Nähfabrik, direkt neben uns. Gestern war während der Näharbeiten ein Feuer ausgebrochen und die Halle war abgebrannt. Nun wird ein Verantwortlicher gesucht - für etwas, das niemand verschuldet hatte. Die Maschinen waren so alt, dass es früher oder später unvermeidbar gewesen wäre. Der Aufseher fing an zu schreien. Der Verantwortliche solle sich stellen, und wer etwas gesehen habe, solle sprechen, sonst würden alle bestraft werden. Keiner sprach. Zwischen uns herrschte eine angespannte Stille. Mein Herz raste. Der Aufseher kam direkt auf mich zu. Mit jeder Sekunde kam er näher und festigte seinen Griff an seinem Gewehr. Ich schloss die Augen und machte mich bereit zu sterben. Plötzlich hörte ich einen ohrenbetäubenden Schuss. Als ich meine Augen wieder öffnete, blickte ich voller Entsetzen nach rechts. Das kleine Mädchen, das gerade noch neben mir gestanden hatte, lag nun regungslos auf dem Boden. Eine große Blutlache breitete sich unter ihr aus. Ein lauter weiblicher Schrei ertönte und es fiel der nächste Schuss. Das Schreien verstummte augenblicklich, vermutlich der ihrer Mutter. Der Schweiß rollte mir über die Stirn. Die Stille, die nun herrschte, fühlte sich wie eine Ewigkeit an. Mein Herz pochte. Was nun? Der Aufseher schrie jetzt noch lauter als zuvor. Was er sagte, verstand ich nicht. Es ging alles an mir vorbei. Ich fühlte mich wie in einem schwarzen Tunnel, und alles rauschte links und rechts entlang.

Irgendwann herrschte wieder Stille. Ich fühlte etwas Warmes an meinen Füßen. Als ich nach unten sah, erkannte ich, dass ich in dem Blut des kleinen Mädchens stand, welches sich mittlerweile den Weg zu meinen Füßen gebahnt hatte. Wir wussten alle: Wenn nicht bald jemand sprach, würde es noch viel mehr Tote geben. Die Stille nahm einfach kein Ende. Doch nach einiger Zeit, die sich wie eine Ewigkeit anfühlte, hob er die Hand. Ich wollte schreien, doch es ging nicht. Mein Körper war wie gelähmt. Das konnte nicht sein! Nein, das durfte nicht sein! Wie kam er darauf, seine Hand zu heben? Das war nicht fair. Das durfte nicht sein. Denn ich war es gewesen, die das Feuer verursacht hatte.

Ich dachte an gestern: Ich sitze in der Fabrik und mein Bruder sitzt neben mir. Nur die lauten Nähmaschinen sind zu hören. Ich bin froh, hier zu sein, denn so werden wir gebraucht. Nur die, die geschickt genug sind und Feinmotorik besitzen, arbeiten hier in der Fabrik mit. Nur wer gebraucht werden kann, darf bleiben, die anderen werden ausselektiert. Ich nähe eine große Männerhose, deren Knopf ich gerade befestige, als ein großer, schlanker Wachmann die Halle betritt. Er kommt mir bekannt vor, doch woher weiß ich nicht. Er stolziert durch die Halle und schaut mit strenger Miene auf unsere Arbeiten, so wie sonst auch, wenn sie einen Grund finden wollen, für den sie uns bestrafen können. Nur mit dem Unterschied, dass es diesmal ein anderer Wachmann ist, der uns beobachtet. Was ein Glück, dass uns Mutter schon in jungen Jahren den Umgang mit der Nähmaschine beigebracht hat. Ich sehe im Augenwinkel, wie der Wachmann sein Opfer gefunden hat. Es ist eine junge, blonde Frau, die mit mir damals gemeinsam hier angekommen war und seitdem mit mir in derselben Baracke wohnt. Ich weiß nicht warum, aber für sie empfinde ich besonders viel Empathie. Als er plötzlich beginnt, ihr auf die Finger zu schlagen, damit es ihr schwerfällt weiterzuarbeiten, versuche ich nicht hinzuschauen und ruhig weiterzuarbeiten, um nicht die nächste zu sein. Da fällt es mir ein: Dieser Wachmann hatte uns damals am Tag unserer Ankunft aus dem Waggon auf das Gelände gebracht. Schon damals hatte er die junge blonde Frau angeschrien. Doch jetzt scheint es anders zu sein. Er packt sie und zerrt sie so stark von ihrem Stuhl, dass sie fällt. Er fängt an, sie hinter sich her zu schleifen. In mir sträubt sich alles. Alle meine Alarmglocken sind an, und mir wird bewusst, dass ich etwas tun muss. Mit zitternden Händen greife ich nach zwei Drähten, die aus der Nähmaschine ragen, und halte sie aneinander. Es dauert nicht lange, bis Funken entstehen und diese schnell auf den Stoff überspringen und ein Feuer verursachen. Das Feuer verteilt sich über mehrere Tische, noch bevor irgendjemand etwas gesehen hat. Ich begeben mich so unauffällig wie möglich zu den Tischen der anderen in Richtung des Ausgangs. Mittlerweile herrscht hier ein panisches Durcheinander. Mein Bruder ist dicht hinter mir. Zu meiner Erleichterung scheint er der Einzige zu sein, der mitbekommen hat, dass ich das Feuer entfacht habe. Ich sehe die blonde Frau. Ohne den Wachmann. Ich bin erleichtert. Ich schaue mich um, doch kann ihn nirgendwo entdecken. Eine dichte Rauchwand versperrt mir die Sicht. Ich spüre, wie mein Bruder meine Hand nimmt. Wir

bewegen uns langsam in Richtung des Ausgangs. Hinter uns kommt niemand. Wir sind die letzten.

Alles in mir schrie, doch es kam nichts raus. Der Aufseher war schon fast bei ihm. Bevor es mein Körper endlich schaffte, ein Geräusch von sich zu geben, war er tot. Ein Schuss direkt in den Kopf. Doch sein letzter Blick galt mir. Mein Blick traf seinen, und es schien, als wollte er mir etwas sagen. Es war, als wollte er sich von mir mit einem Lächeln, das auf einmal in seinem Gesicht war und welches mir so vertraut gewesen war, verabschieden und sagen: „Keine Angst, Schwester.“ So wie er es gestern auch zu mir gesagt hatte, als ich beunruhigt war, und so, wie er es sonst auch immer zu mir sagte, wenn mir etwas auf dem Herzen lag. Jetzt war es still.

Pauline Bliesner 10c

Nur ein Sitzplatz

Mein Herz raste. Meine Hände zitterten. Ich wollte aufgeben, mich verstecken, so tun, als wäre alles normal. Als würde es mich nicht betreffen. Doch irgendetwas in mir sagte: „Jetzt musst du es tun.“

Viele Menschen denken, Mut bedeutet, keine Angst zu haben, laut zu sein oder große Taten zu vollbringen. Doch das ist ein falsches Bild. Mut ist oft leise. Er beginnt nicht dort, wo keine Angst ist, sondern genau dort, wo sie längst vorhanden ist. Mut bedeutet, trotz der Angst zu handeln, egal ob es eine kleine Entscheidung oder ein großer Schritt ist.

Wenn man ehrlich ist, würde es ohne Angst keinen Mut geben. Angst ist nicht das Gegenteil von Mut, sondern ein Teil davon. Jeder Mensch kennt sie. Manchmal laut, manchmal nur leise im Hinterkopf. Sie zeigt sich durch Herzrasen, Zittern oder durch Gedanken, die einem zuflüstern, man solle lieber aufgeben. In den meisten Fällen sind diese Gedanken negativ. Man denkt sich: „Lass es lieber. Lauf weg.“ Doch genau in diesen Momenten entsteht Mut. Nicht wenn die Angst verschwindet, sondern wenn man sich entscheidet, ihr nicht nachzugeben.

In solchen Momenten scheint Schweigen einfacher zu sein. Meistens denkt man zuerst an das Schlimmste. Noch bevor wir handeln, laufen in unserem Kopf die schlimmstmöglichen Szenarien ab. Und das ist normal, denn unser Gehirn versucht, uns zu schützen. Es zeigt uns das Risiko, die Gefahr, die möglichen Fehler. Trotzdem passiert etwas Besonderes, wenn wir den ersten Schritt machen, obwohl wir am liebsten weglaufen würden. Genau das ist Mut: die Angst spüren, den Zweifel sehen und trotzdem handeln.

Darüber habe ich eines Morgens auf dem Weg zur Arbeit nachgedacht. Wie oft wir Menschen den leichten Weg wählen - aus Angst, aus Bequemlichkeit, aus Unsicherheit - und wie selten wir uns bewusst dagegen entscheiden.

Mir war, als hätte ich drei Nächte nicht geschlafen. Den ganzen Tag hatte ich gearbeitet, und alles, was ich wollte, war einen Platz zum Sitzen in dem Bus, mit dem ich täglich fuhr. Ich stieg also ein und setzte mich, ohne groß nachzudenken, auf den nächsten freien Sitzplatz. Erst schien alles normal. Ein Moment Ruhe.

Dann hörte ich die Worte: „Steh sofort auf!“

Ich wusste sofort, dass sie an mich gerichtet waren. Und ich wusste auch, was von mir erwartet wurde. Aufstehen. Schweigen. Platz machen. So wie es immer war.

Mein Herz raste. Meine Hände zitterten. Ich hätte einfach nachgeben können. Niemand hätte mir Vorwürfe gemacht. Es wäre einfacher gewesen. Aber irgendetwas in mir weigerte sich. Ich blieb sitzen.

Jede einzelne Sekunde fühlte sich schwer an, als würde sie mich prüfen. Die Luft im Bus schien immer dichter zu werden. Mir war bewusst, welchen Ärger ich bekommen würde. Ich wusste, dass Konsequenzen folgen würden. Die Angst lag wie ein unaushaltbarer Druck direkt auf meiner Brust. Sie wollte, dass ich aufstehe. Aber ich tat trotzdem, was sich richtig anfühlte, nicht weil ich keine Angst hatte, sondern weil ich nicht länger nachgeben wollte.

Also blieb ich sitzen.

Die Minuten zogen sich wie Stunden. Mein Herz schlug laut in meinen Ohren. Gleichzeitig spürte ich etwas anderes: Eine leise Kraft, die aus dieser Entscheidung wuchs. Genau in diesem Moment, dort auf diesem Sitzplatz, wurde mir etwas klar. Ich fühlte mich das erste Mal ehrlich mir selbst gegenüber. Nicht mutig im klassischen Sinne. Nicht stark nach außen. Aber innerlich. Ich hatte mich entschieden, nicht nachzugeben. Und auch wenn diese

Entscheidung klein wirkte und zunächst nur mich selbst betraf, spürte ich, dass genau daraus etwas Größeres entstehen könnte.

Der Bus stand still. Alle warteten darauf, dass ich aufstehe. Nicht weil ich etwas falsch gemacht hatte, sondern weil meine Hautfarbe entschied, wo mein Platz sein sollte. In diesem Moment wurde mir klar, wie ungerecht dieses Schweigen wirklich war.

Meine Angst war so stark, dass sich zehn Minuten wie eine Stunde anfühlten. Aber ich wusste: Wenn ich jetzt aufstehe, bestätige ich ein System, das Menschen nach ihrer Hautfarbe bewertet. Also blieb ich sitzen.

Es war nur ein Sitzplatz.

Doch in diesem Moment, als ich der Angst nicht nachgab,
wurde er mehr als das.

Ich saß nicht nur für mich.

Ich saß für Millionen, deren Plätze ihnen verweigert wurden.

Für Millionen, die zu lange schweigen mussten.

Für all die Angst, die ihnen beigebracht wurde, still zu bleiben.

Für all den Schmerz, den niemand sehen wollte.

Und ich blieb sitzen.

Meine Schuld

Ein kalter Windstoß streifte meine Ohren, während ein Lächeln auf meinen Lippen lag, denn ich wusste, dass die Zeit gekommen war. Mein Blick glitt nach unten zu meinen Beinen, die ziemlich stark zitterten. Mit einem Ruck trat ich von einem Fuß auf den anderen, denn es störte mich so sehr, keine Kontrolle zu haben. Eigentlich wussten wir alle, dass es nicht ich war, die keine Kontrolle verlieren wollte, sondern der eine Moment, in dem ich alle meine Kontrolle abgeben musste. Das Gefühl, nichts tun zu können, wenn eine der wichtigsten Personen aus deinem Leben dabei ist, ihr Leben zu verlieren, ist etwas, das man nie vergisst. Die Schuld, die einen danach verfolgt, ist etwas, das sich festsetzen wird. Die leichten Striche, die wie das beschlagene Fenster eines Autos wirkten, verschwanden langsam wieder aus meinem Blickfeld. Das Zittern meines Fußes verblasste ein wenig und die angehaltene Luft kam wie ein unkontrolliertes Glucksen heraus. Desto gieriger ich nach Luft schnappte, desto schneller verschwand das Zittern aus meinen Beinen, bis es schließlich komplett fehlte. Durch das wieder gewonnene Körpergefühl bemerkte ich die vielen Einkerbungen, die spitz unter meinen Füßen hervorragten. Ich biss mir auf die Lippen, um nicht aufzuschreien. Durch die Schmerzen, denen ich nun standhielt, überkam mich ein kurzes Gefühl der Kontrolle, welches mich den Blick heben ließ.

Noch 4 Monate zuvor, wäre ich zurückgewichen, aber in diesem Moment war da nichts. Weder Angst noch Freunde. Weder Glück noch Trauer. Es hätte anders sein können, denn es war doch die Stadt meiner Träume gewesen. Doch die Person, die auf einem der vielen Hochhäuser stand, war nicht die Person, die von dieser Stadt geträumt hatte. Vor allem waren es nicht die Personen, die von dieser Stadt geträumt hatten. Aber ich stand allein in New York, denn sie war nicht dort. Meine Schwester, Hope war ihr Name, bevor sie vor 4 Monaten ihr Leben verlor. So viele Sachen, an die ich mich nicht erinnern konnte, aber der Streit, wer denn nun am Fenster sitzen dürfe, ist wie eingeebnet.

„Nur heute“, hörte ich ihre Stimme.

„Nein“, klang meine jedesmal lauter.

„Nein“, ein Wort, welches ich nie wieder mit jener Überzeugung sagen könnte, wie ich es einst getan hatte. Es hatte mir mein Leben gerettet. Während meine Schwester ihres verlor, kam ich mit einer Narbe davon. Auf meiner Stirn ragte sie empor, wie ein Mahnmal, das mich keine Nacht ruhig schlafen ließ. Ich mied Spiegel, Menschen, Entscheidungen, eigentlich alles, was das Leben lebenswert machte. „Ihr Leben verlor“, klangen mir meine Gedanken nach, aber hatte sie es wirklich verloren? Ich hatte keine Antwort auf diese Frage. Sie atmete, ja. Aber mehr war da auch nicht. Keine Chance auf Besserung. Keine Chance, wieder laufen zu können, sie war seit Monaten ans Krankenhausbett gefesselt. Ich konnte sie nicht besuchen, denn wie sie mich anschaute mit diesen leeren Augen. Die Art, wie niemand wusste, was sie wirklich wahrnahm, denn sagen konnte sie es uns seit jenem Tag nicht mehr. Und es war meine Schuld.

New York City. Die Lichter brannten sich in meine Augen, es wurde Zeit, das dort zu beenden, damit ich endlich wieder Freiheit spürte. Freiheit war nicht, nicht irgendwo eingesperrt zu sein. Es war das Gefühl, frei zu sprechen, frei zu lachen, ohne diese Schuld zu spüren. Ein Gefühl, das damals so grenzenlos erschien, dass ich es nie für möglich gehalten hätte, es eines Tages als geendet bezeichnen zu müssen. Ich war dort, um mir dieses Gefühl zurückzuholen. Ohne es zu merken, hatte ich mich auf den Rand des Daches gesetzt. Ein Blick nach unten reichte, um zu wissen, dass es mein Ende wäre. Ich sah in die Tiefe. Tränen in meinen Augen.

Ich hätte es tun können, hatte keine Angst gehabt. War bereit gewesen loszulassen.

Heute, fast 3 Jahre später, frage ich mich stetig, was mich davon abgehalten hatte, vielleicht der Lebenswillen, der trotz allem da gewesen war, vielleicht die Hoffnung, dass alles doch wieder besser werden würde. Ich weiß es nicht, werde es wahrscheinlich niemals mit Sicherheit wissen.

Meine Schwester lernt mittlerweile wieder das Sprechen, obwohl alle Ärzte das für unmöglich gehalten hatten. Manchmal passieren eben doch Wunder. Und vielleicht, ganz vielleicht kann sie irgendwann wieder fliegen. Dann würde ein Traum doch noch in Erfüllung gehen. Irgendwann zwischen all den Tagen und Nächten ist die Schuld verschwunden. Und dass ich damals den Mut gehabt hatte, es nicht zu tun, ermöglicht mir das Leben, das ich heute führe.